



Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

~~196046~~

Meyer

Gottesnamen

bei

Semiten, Ugrosinnen und Indogermanen.

Vortrag

in der

Jahresversammlung der gelehrten estnischen Gesellschaft

zu Dorpat

am 18. Januar 1878 gehalten

von

Geo Meyer.

Sonderabdruck aus der „Neuen Dörptschen Zeitung“ 1878.

Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1878.



Ben der Genjur gestattet. Dorpat, den 3. Februar 1878.

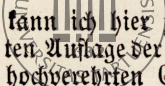
Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

21652



Erst wenige Wochen sind verstrichen, seitdem unsere Universität das hundertjährige Geburtsfest ihres erhabenen StifTERS, Kaisers Alexander des Ersten, begangen hat und in ihm zugleich das Jubelfest ihrer eigenen Geburt, das Fest ihres sündundsiebenz'gjährigen Bestehens. Sie ist damit in das letzte Viertel ihres ersten Jahrhunderts eingetreten. Auch für uns, die wir uns wieder versammelt haben, um die Erinnerung an den Tag der Stiftung unserer Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu feiern, rundet sich heute die Zahl der Jahre ab, über die wir zurückblicken. So viele Jahre, wie unsere Universität, zählt nun freilich unsere Gelehrte Estnische Gesellschaft noch nicht: wird sie doch im Grunde ihre Entstehung wesentlich auch erst dem belebenden geistigen Einfluß verdanken, den die Neubegründete Hochschule insbesondere auf die baltische Welt auszuüben berufen war; immerhin füllen sich aber doch schon vierzig Jahre, die unsere Gesellschaft durchlebt und gewirkt hat. Sie tritt heute in das letzte Jahrzehnt ihres ersten Halbjahrhunderts ein. Wohl hätten auch wir diesen Tag in besonderer Weise festlich zu begehen einigen Grund gehabt, wir hätten mit einigem Stolz auf Manches zurückblicken dürfen, das in unserer Gesellschaft erarbeitet und gewonnen worden ist, wir hätten auch manche Leistung hervorheben können, die unter der Mitwirkung unserer Gesellschaft zu Stande gebracht ist. Aus jüngster Zeit



kann ich hier zum Beispiel auf die Vollendung der zweiten Auflage der Bibliotheca Livoniae Historica unseres hochverehrten Ehrenmitgliedes und früheren Präsidenten, des Herrn Prof. Dr. Winkelmann in Heidelberg, hinweisen, in dessen Auftrage ich eben jetzt der Gelehrten Estnischen Gesellschaft lebhaftesten Dank ausspreche für die Beisteuer, die sie aus ihren Mitteln zu der von ihm schon lange vorbereiteten Neugestaltung des für die baltische Welt ganz unschätzbaren Werkes dargebracht hat.

Von einer besonderen Feier unseres heutigen Festtages ist aber doch abgesehen worden. Bleibt ja doch immer die unausgesetzte Thätigkeit und Arbeit selbst für unsere Gesellschaft in weit höherem Grade förderlich und gedeihlich, als das preisende Hinweisen auf das, was durch sie geschehen ist, wenn man auch nicht verkennen darf, daß ein bei guter Gelegenheit gegebener historischer Ueberblick in mancher Richtung das Interesse wird wecken müssen und namentlich auch bei außerhalb Stehenden irrige Anschauungen über die Wirksamkeit und Bestrebungen unserer Gesellschaft, wie sie noch immer in reichem Maße verbreitet sind, berichtigen und bessern.

Wie wir aber von einer besonderen Feier unseres heutigen Gedenktages mit etwaigen umfassenderen Berichten über die Wirksamkeit unserer Gesellschaft abgesehen haben, so nehme ich heute auch Abstand von allen weiteren Mittheilungen über ihre Arbeiten der letztvergangenen Zeit, das Weitere dem genaueren Bericht des Herrn Secretärs überlassend. Ueber wende ich mich wieder zu etwas Allgemeinerem.

Als ich heute vor einem Jahre an dieser Stelle zu sprechen die Ehre hatte, versuchte ich in einigen Arrissen über die etwaige Verwandtschaft der ugrofinnischen Völker, also der Völkergruppe, zu der auch die Esten gehören, und der indogermanischen, also der, in deren Reihe unter Andern auch die Germanen und die Slaven sich einordnen, Andeutungen zu geben, also über eine Frage, die in neuerer Zeit mehrfach wieder angeregt worden ist und über die wir Aussicht haben, in den nächsterschei-

nenden Seiten unserer Verhandlungen einige eingehendere Abhandlungen bringen zu können. Heute möchte auch ich noch einmal auf jene größere und allgemeinere Frage zurückkommen, dabei Manches etwas bestimmter oder auch sonst umgestaltet fassend, als es in dem vorigjährigen Vortrage geschehen ist. Auf dem weiten Gebiete der Völkerverwandtschaften ist eben noch so manche Frage schwierig und unerledigt, daß viele der bisherigen, oft auf nur sehr unsicherem Grunde gewonnenen Anschauungen wieder und wieder umgestaltet und eingeschränkt und berichtigt werden müssen.

In meinem früheren Vortrage hob ich unter Anderem hervor, wie noch immer nach den verschiedensten Richtungen die Resultate der Naturforscher in Bezug auf die Eintheilung der Menschheit in die sogenannten Racen und dann weitere Unterabtheilungen abweichen von den Resultaten der Sprachwissenschaft in Bezug auf jene verwandtschaftlichen Zusammenhänge. Die Semiten pflegen mit den Indogermanen von den Naturforschern zu ein und derselben Race gestellt zu werden, während ein näherer Zusammenhang jener beiden Völkerfamilien von Seiten der Sprachwissenschaft, trotz aller dahinzielenden Versuche der neueren Zeit, durchaus noch nicht nachgewiesen ist. Auf der anderen Seite pflegen die Ugrosfinnen zu einer ganz anderen Race als die Indogermanen, damit also verwandtschaftlich ihnen sehr fern gestellt zu werden, während dem allgemeinen Eindruck nach die ugrosfinnischen Sprachen den indogermanischen entschieden sich näher zur Seite stellen als die semitischen.

Dem gegenüber betonte ich auch bereits früher, daß erwiesene Sprachverwandtschaft ohne Weiteres gar nicht auch pyäische Verwandtschaft erweisen könne oder mit anderen Worten: Menschen können ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen oder ihrer Abstammung nach sich sehr fern stehen und doch vielleicht nahverwandte oder auch ganz dieselbe Sprache reden, wie wenn zahlreiche Juden etwa deutsch sprechen oder americanische Neger englisch. Sie eigneten sich die fremde Sprache an oder ihre Vor-

fahren thaten es und vielleicht schon in sehr fern zurückliegenden Generationen, so daß dann also das ursprünglich fremdher Angeeignete auch wieder vererbt werden konnte. Solche Uebertragung aber fand vielleicht in alten Zeiten noch in viel weiterem Umfange statt, als wir uns vorstellen. Man darf das vermuthen nach der viel größeren Rücksichtslosigkeit und Schonungslosigkeit, mit der man in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden gegen schwächere oder unterworfenen Völker verfuhr. Was haben in dieser Beziehung zum Beispiel die gewaltsamen Römer geleistet! Mehr als hundert Millionen Menschen, also fast der zehnte Theil aller Erdbevölkerung, spricht heute Tochter Sprachen der Sprache der alten Römer, des Lateinischen, wie Wenige aber unter ihnen werden sich directer Herstammung aus echtem, altem Römerblute rühmen können. Das ist eine Entwicklung, die wir in bekannter historischer Zeit überblicken können, bei wie viel anderen Völkern sind uns solche und ähnliche Vorgänge, wie sie sicher Statt gefunden haben werden, völlig in nicht mehr aufzuhellendes Dunkel gehüllt.

So hat der Naturforscher auf seinem Standpuncte immer guten Grund, sich durch sprachwissenschaftliche Ergebnisse nicht die Hände binden zu lassen, und der Sprachforscher mag seinerseits auch wieder, was anderntheils über verwandtschaftlichen Zusammenhang des Menschen gelehrt wird, für seinen Standpunct nur mit großer Vorsicht verwerthen.

Wie kann nun aber überhaupt sprachliche Verwandtschaft erwiesen werden? Gar Mancher spricht von Sprachverwandtschaft, ohne sich dessen klar bewußt geworden zu sein, was damit gemeint sein soll. Im gewöhnlichen Leben spricht man von Verwandtschaft in der Regel wohl nur bei wirklich vorliegendem nahen Zusammenhange oder irgend auffälligen Aehnlichkeiten oder Uebereinstimmungen, die Wissenschaft gebraucht jenen Ausdruck im strengen Sinne aber nur, wo der Zusammenhang als aus gemeinsamer Einheit entsprungen wirk-

lich nachgewiesen ist. — In der Regel mag bei einem solchen, auf gemeinsamen Ursprung zurückführenden Zusammenhang auch wohl einige auffälligere Aehnlichkeit bleiben, sie kann aber auch völlig verschwunden sein, wo doch vielleicht wirkliche Verwandtschaft besteht. Sprachen können auf den ersten Blick möglicher Weise völlig verschiedenartig und weit auseinander liegend erscheinen, wie etwa Russisch, Deutsch und Französisch, und doch im Grunde mit einander verwandt und vielleicht sehr nah verwandt sein, wie es bei den genannten wirklich der Fall ist.

Der verwandtschaftliche Zusammenhang zusammengehöriger Sprachen kann aber nur in all ihren Einzelheiten und wieder deren Entwicklung aus gemeinsamen Einheiten nachgewiesen worden. Mehr oder weniger beweisend können dabei oft schon wenige Einzelheiten scheinen, wie man zum Beispiel die Zahlwörter und die Verwandtschaftswörter, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, als solche frappanter beweisende Elemente anzusehen pflegt. Es wäre aber denkbar, daß auch sie etwa aus irgend welchem unverwandten Sprachgebiet als sogenannte Fremdwörter oder Lehnwörter aufgenommen wären (wie uns zum Beispiel Million, Billion, Trillion Fremdwörter sind und unter den Verwandtschaftsbezeichnungen Onkel, Tante und andere). Eine feste Grenze für den sprachlichen Stoff, der als vollbeweisend zu gelten hat, läßt sich nicht angeben, vielmehr kann man schließlich nur sagen, daß der volle Verwandtschaftsbeweis eben nur durch die Entwicklungsgeschichte einer Sprache in ihrem vollen Umfange gegeben wird. Vornehmlich aber handelt sich's dabei um den Wörterschatz, und zwar nicht bloß um die Wörter an und für sich oder das, was man gewöhnlich Etymologie nennt, sondern auch um die Elemente, mittelst deren sich die Wörter im Satz bewegen oder das, was wir die Flexion der Wörter zu nennen pflegen. Den ersten eigentlichen Beweis der wirklichen Verwandtschaft mehrerer indogermanischer Sprachen hat z. B. auch Bopp in der Flexion des Verbs

gebracht und man hat es zum Besten gerühmt, daß er gerade diesen Theil der Grammatik, der in den indogermanischen Sprachen besonders reich ausgebildet ist, sich zu seiner Beweisführung auswählt. „Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ heißt der Titel desjenigen Werkes von ihm, das man gewöhnlich als das grundlegende für die ganze sogenannte vergleichende Sprachwissenschaft bezeichnet und das man mit vollem Recht auch so bezeichnen kann. Er hat darin gezeigt, daß die Conjugation oder Verbalflexion der genannten fünf Sprachen, also der indischen und persischen und in Europa der griechischen, lateinischen und deutschen im Grunde dieselbe ist oder mit anderen Worten, daß die Verschiedenheit in ihrer Verbalflexion, wie sie factisch entgegentritt, erst im Laufe der Zeit sich entwickelt hat, und zwar wesentlich unter dem Einfluß bestimmter Lautneigungen oder, wie gewöhnlich gesagt wird Lautgesetze. Wenn wir beispielsweise die dritte Pluralperson (sie) essen nehmen und vergleichen das entsprechende lateinische *edunt*, griechische *ἐδουσι* und altindische *adánti*, so haben wir hier thatsächlich ganz verschiedene Ausgänge oder Endungen: im Deutschen *en*, im Lateinischen *unt*, im Griechischen *ουσι*, im Altindischen *anti*. Diese Verschiedenheiten aber bestanden ursprünglich nicht, sondern es lag etwas Gemeinsames, Gleiches zu Grunde, dem wir uns von Stufe zu Stufe noch nähern können. Unser (sie) essen hieß in früherer Zeit und zum Beispiel noch bei den mittelhochdeutschen Dichtern (sie) *ezzent*, die Form hatte also noch ein *t* am Ende, das später nicht mehr gesprochen wurde, wie ja zum Beispiel der Franzose sein *t* am Ende überhaupt nicht mehr spricht: (ils) *sont* „sie sind“ schreibt er noch mit, spricht es aber ohne *t*. Im Niederdeutschen hat sich jenes *t* bis auf den heutigen Tag erhalten und im Göttingenschen heißt jenes (sie) essen zum Beispiel (sei) *ätet*. Darin ist nun aber vor dem schließenden *t* der Nasal ausgeworfen, der im Nieder-



deutschen so oft vor anderen Consonanten ausgestoßen ist, wie wenn aus hochdeutschem Gans im Niederdeutschen Gōs wurde. Zur Zeit Karls des Großen sprach man in Süddeutschland statt jenes mittelhochdeutschen ezzent noch ezzant man sprach also noch ein volles a, wo später nur noch ein schwaches e zum Ausdruck gelangte, und ebenso ist es der Fall im Gothischen itand, der alterthümlichsten deutschen Form des gewählten Beispiels, die wir kennen. Vergleichen wir damit jenes lateinische edunt, so tritt uns in der Endung da ein u entgegen, wo das ältere Deutsch ein a hat. Ueberall aber, wo solches Lautverhältniß vorliegt, ist das a der ältere Laut, wie man das a überhaupt den reinsten und ursprünglichsten aller Vocale nennen kann, das u ist erst aus ihm entsprungen. Man hat in unzähligen Fällen ein altes reines a später wie dunkles u gesprochen, fast überall aber, wo solches im Lateinischen der Fall ist, pflegte in älterer Zeit erst ein o voranzugehen. Wenige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung sprach der Lateiner noch edont statt edunt. Aber wir kennen noch eine alterthümlichere lateinische Form, die lautete edonti. Wie aber zum Beispiel der Franzose kein kurzes e am Ende spricht, sondern es, wenn er es auch in der Schrift bewahrt, verstummen läßt, so liebte der Lateiner der sogenannten classischen Zeit kein kurzes i am Ende der Wörter, und ganz ebenso war es auch in der ältesten Zeit des Deutschen, die wir kennen, der Fall. Das althochdeutsche ezzant und gothische itand haben ohne Zweifel in urältester Zeit auch ein auslautendes kurzes i gehabt, das man später nicht mehr sprach.

Vergleichen wir nun weiter das griechische ἔδονα, so finden wir jenes alte auslautende i noch vor, dagegen ist die Form nach anderer Richtung umgebildet. Der Grieche spricht sehr gern an der Stelle von altem t vor unmittelbar folgendem i den Zischlaut, den dann auch die Schrift wiedergiebt, und so trat an die Stelle jenes alten edonti, wie wir's noch im lateinischen Sprachgebiet auffanden, ein eigentlich griechisch ἔδονα. Das

wurde aber sogleich wieder unbequem, weil der Grieche keinen Nasal litt unmittelbar vor dem Zischlaut. Ganz ähnlich wie in jenem niederdeutschen Gôs oder nach anderem Dialect Gaus an der Stelle des alterthümlichen hochdeutschen Gans, wurde in ἔδουσι der Nasal ausgedrängt und mit dadurch herbeigeführter Vocalrührung trat ἔδουσι an die Stelle. Das o selbst aber in jenem aiten edonti führt, wie wir schon aus dem gothischen itand und althochdeutschen ezzant entnehmen konnten, auf altes a zurück und so gelangen wir mit all unsern oben betrachteten Formen auf die alte Endung anti, wie sie im Altindischen adánti noch ganz unverfehrt vorliegt.

Wie nun aber die Endung in den angeführten Wörtern ursprünglich ganz die gleiche war, erst später sich in verschiedene Gestalten umbildete, so läßt sich bei dem gewählten Beispiele auch leicht für den wurzelhaften Theil nachweisen. Das anlautende ursprüngliche a von adánti wurde im Griechischen, im Lateinischen und im Deutschen zu e, dazu wurde das d nach einem durchgreifenderen, dem sogenannten Lautverschiebungsgesetz im Gothischen zu t, im Hochdeutschen zu scharfem Zischlaut, und so sind also das altindische adánti, das griechische ἔδουσι, das lateinische edunt, unser (sie) essen, im Grunde gar keine verschiedene Wörter, ihre Verschiedenheiten verschwinden, wenn wir nur beliebig weit in der Geschichte der Sprache zurückgehen. Man könnte fast sagen, die vier angeführten verschiedenen Wörter seien eigentlich nur verschiedene Aussprachen ein und desselben Wortes.

Auch noch durch andere indogermanische Sprachen könnten wir das gewählte Beispiel verfolgen und daran zeigen, wie mannigfache Formen sich aus einem gemeinsamen alten adánti entwickeln konnten und wirklich entwickelt haben, so wie wir aber über das indogermanische Gebiet hinaustreten, finden wir jenes anti nicht mehr als Kennzeichen der dritten Person des Plurals, noch auch ein einfaches ad mit der Bedeutung des Essens.

Mit der Geschichte jenes adánti ist auch die Grenze des Indogermanischen gezogen und wie an ihm, so ließe sich das Gleiche an allen möglichen anderen Wörtern erweisen.

Ich möchte für heute noch einmal ein bestimmtes Wort auswählen, um daran in etwas weiterem Umfange zu zeigen, wie wir an der Hand einzelner sprachlicher Elemente und mit der Prüfung ihrer Entwicklung Sprachverwandtschaften feststellen können, und zwar nicht bloß in Bezug auf größere Sprachgebiete, die sich gegen einander abgrenzen lassen, sondern auch in Bezug auf kleinere Abtheilungen, die man wieder innerhalb jener größeren Gebiete unterscheiden kann. Ueber das Indogermanische möchte ich dabei den Blick auch einmal in das Semitische und Ugrosfinnische hineinwenden, da es uns ja gerade auf die Frage etwaigen verwandtschaftlichen Zusammenhanges der indogermanischen Sprache mit der ugrosfinnischen oder auch der semitischen ankam. Ich wähle den Namen Gottes.

Im Hebräischen giebt es drei verschiedene Namen für Gott, unter denen man als den vornehmsten bezeichnen kann Jahweh, oder, wie man das Wort früher in ganz und gar unrichtiger Weise auszusprechen pflegte, Jehowah, das von Luther nach griechischem Vorgang immer mit „Herr“ übersetzt ist. Es bedeutet zunächst „er wird sein“ oder wie man dann in weiterer sachlicher Entwicklung zu denken hat „der welcher sein wird“ und zu seiner Bedeutung in nächster Beziehung stehen die Worte, die, wie Mose 2, 3, 14 berichtet wird, Gott selbst an Mose richtet: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Ueber das Hebräische hinaus reicht diese Gottesbenennung nicht, sie scheint sich innerhalb des Hebräischen entwickelt zu haben und giebt uns also über weiteren verwandtschaftlichen Zusammenhang keinen Aufschluß. Neben Jahweh aber begegnet *él*, das vorzugsweise von den Dichtern gebraucht wird und außerdem zum Beispiel häufig in Eigennamen vorkommt wie in Joël „Jahwe ist Gott“, Gabriël „Mann Gottes“, Nathanaël „Got-



tesgabe, und anderen. Dieses el „Gott“ begegnet auch in dem dem Hebräischen sehr nahe stehenden Pönitischen, und als ilu auch im Assyrischen, in dem weiter z. B. ilut „die Gottheit“ bedeutet. So ergiebt sich also, daß el mit seiner besonderen Bedeutung schon existirt haben muß, als Hebräisch-Pönitisch und Assyrisch noch eine Einheit bildeten, noch nicht nach verschiedenen Seiten sich entwickelt hatten. Die ursprüngliche Bedeutung von el ist „der Starke, der Held, der Mächtige“ und es ging von einer Wurzel aus, die „stark sein, kräftig sein“, ursprünglich aber noch sinnlicher „dick sein“ bedeutete. Ganz unverwandt neben el „Gott“ und nur scheinbar anklingend findet sich als geläufigster Name Gottes im Hebräischen elôah, das nach eigenthümlich hebräischer und auch weiter semitischer Art in der Regel im Plural elôhim gebraucht wird. Es ging von einer Wurzel mit der Bedeutung des fassungslosen Schauderns, zustuchtsuchenden Schreckens, heftigen Unruhigseins aus und bedeutet eigentlich „Schauer, Furcht, Schrecken“ und dann Gott zunächst als Gegenstand des Schauderns oder der Furcht. Außer im Hebräischen begegnet es im Chaldäischen: elah, im Syrischen: aloh und im Arabischen: ilah, es kennzeichnet also die genannten semitischen Sprachen als unter einander verwandt, muß schon vorhanden gewesen sein, als sie noch eine Einheit bildeten und darf daher vielleicht als der alterthümlichste Name Gottes bei den Semiten bezeichnet werden. Mit dem Artikel lautet das Wort im Arabischen 'allah und in dieser Form ist es dann auch durch den Muhammedanismus zu Völkern getragen, die wie die Türken in durchaus keinem verwandtschaftlichen Zusammenhange mit den Semiten stehen.

Von solcher rein äußerlichen Uebertragung aber abgesehen, lassen sich meines Wissens die semitischen Bezeichnungen für Gott über das semitische Gebiet hinaus nicht verfolgen, sie bieten also in dieser Beziehung keinen weiteren sprachwissenschaftlichen Anhalt. Daraus folgt nun aber doch durchaus noch nicht, daß das Semitische



überhaupt mit keiner anderen Sprache in Zusammenhang stehen, sondern es wird nur im höchsten Grade wahrscheinlich, daß in der Zeit, wo das Semitische mit weiteren Sprachen noch eine Einheit bildete, noch kein Wort für „Gott“ ausgebildet war.

Wenden wir unseren Blick nun zu dem ugrosfinnischen Gebiet, so tritt uns zunächst in den finnischen Sprachen für „Gott“ die Form jumala entgegen, speciell im Estnischen das uns geläufige jumal. Man hat früher, wenn ich nicht irre, darin als ursprüngliche Bezeichnung die des „Donners“ gefunden und das Wort mit Formen zusammengestellt, von denen es die neuere Wissenschaft durchaus losreißt. Was ich selbst hier an die Stelle setze, verdanke ich ausschließlich der freundlichen Mittheilung meines verehrten Freundes, des Herrn Professors Josef Budenz in Pest, der unter den lebenden Forschern auf dem Gebiete des Ugrosfinnischen in erster Reihe steht. Nach ihm stellt sich zu unserem jumal, dem livischen jumäl, das lappische jubmel, ibmel, worin das hm als bloße Verstärkung des einfachen m bezeichnet wird. Weiter schließen sich an die tscheremissischen jumo und juma, die beide auch „Gott“ bedeuten, und dann noch das mordwinische jom, das aber nicht mehr einfach auftritt, sondern nur in jon-dol erhalten ist, das weiter für jom-dol, jom-tol steht und „Blick“ bedeutet, eigentlich aber „Gottes Feuer“. Von den Finnen und Esten über Lappen hin, also bis zu den Tscheremissen und Mordwinen, finden wir eine für „Gott“ im Wesentlichen identische Benennung, wodurch also der verwandtschaftliche Zusammenhang der Sprachen der genannten Völker bezeugt wird, wie weiter denn auch wieder ein näherer Zusammenhang derjenigen Sprachen, in denen der Gottesname das suffixale l enthält. Budenz spricht aus, daß das finnische jumala mit seinem Suffix la eigentlich „Ort oder Aufenthalt des Juma“ zu bedeuten scheine, aber auch als „mit juma versehen“ gefaßt werden könne, wie zum Beispiel das finnische vetelä „mit Wasser versehen“ bedeute. Nach der Ansicht desselben Gelehrten



ist jumo, jumala mit dem ugrischen Stamme jomo (mit tieflautigem Vocal) identisch, dem das ungarische jovo, java „gut“, das vogulische jomas „gut“, das ostjakische jem „gut, schön“, das wotjakische umoj „gut, gehörig, tüchtig, passend“, entspricht, und darnach „Gott“ — nicht etwa in hochethischer Bedeutung als „guter Gott“, sondern ganz sinnlich — als „wohlhabender reicher Mann“ zu fassen. Für die Annahme solch naiver Gottesanschauung bei den ugrischen Völkern lasse sich anführen, daß in den wogulischen Gesängen der Numi Tarom azhe „Vater Numi Tarom“ über den Wolken Haus und Hof habe, auf die Jagd gehe und dergleichen, also ganz dem Bilde eines reichen Mannes entspreche: ein ungarischer Spruch stelle den boldog isten „den glücklichen d. i. reichen Gott“ dem szegény ember „dem armen Manne“ gegenüber. Die Bedeutung „gut“, werden wir weiter belehrt, sei noch in der Form ima im finnischen imantehe „gesund, frisch, angenehm, süß“ enthalten, das auf ein Verb imanta, dessen Bedeutung etwa „heilen“ gewesen sei, zurückführe, wie ähnlich paranta „heilen“ von muthmaßlichem para „gut“, parempa „besser“ ausgegangen sei. Wichtig zur Begründung dieser Deutung nennt Budenz noch, daß im Ungarischen eine abgeleitete Form von jovo, java (jó) „gut“, nämlich jovas (javas, javos, jós), woher weiter jósol „er wahrsagt“ abgeleitet wurde, einen „Zauberer, Wahrsager, göttlichen Seher“ bedeute, also Jemanden, dem einst die Berrichtung „der heiligen oder göttlichen Dinge“ oblag.

Uns ist hier von Bedeutung, daß der zunächst estnische und finnische Gottesname sich auch über weitere, wenn auch im Ganzen nur wenige ugrosfinnische Sprachen erstreckt, die also durch ihn als näher zu einander gehörig bezeichnet werden. Bis in das ungarische Gebiet aber zum Beispiel reicht er schon nicht mehr; hier heißt „Gott“ isten, dessen Ableitung als noch durchaus unermittelt bezeichnet wird. Wir brauchen kaum noch besonders hervorzuheben, daß ein etwaiger Zusammenhang des Ugro-



finnischen mit dem Semitischen in dem Mitgetheilten in seiner Weise hervortritt.

Treten wir nun mit unserer Betrachtung in das indogermanische Gebiet ein, so treffen wir hier sogleich auf einen Gottesnamen, der entschieden uralte ist und in seiner Besonderheit schon in der urindogermanischen Zeit ausgebildet sein muß, da er uns in fast allen indogermanischen Sprachen wieder entgegentritt, ich meine den, der in seiner alterthümlichsten altindischen Form *daivá* oder im Nominativ *daivás* (gewöhnlich gesprochen *dévás*) lautet. Bis in die neuindischen Sprachen ist er lebendig geblieben und lautet zum Beispiel im sogenannten Hindi *deva* oder *deu*, im westlicheren Sindhi *deu* und in der Zigeunersprache, deren näher Zusammenhang mit dem Neuindischen durch die vergleichende Sprachwissenschaft festgestellt ist, *devel*. Wir finden ihn dann zunächst wieder in dem großen Nachbargebiete des Indischen, das diesem auch verwandtschaftlich besonders nah steht, dem persischen oder wie man es im umfassenderen Sinne heutzutage gerne nennt, dem eranischen. Auf den alten persischen Keilinschriften, deren Sprache man genauer als das Altwestpersische bezeichnet, findet man das Wort allerdings nicht, wohl aber in den alten heiligen Schriften, die weiter in den Osten weisen und für deren Sprache der Name des Altbaktrischen jetzt schon geläufiger geworden ist. Hier lautet die entsprechende Form *daêva*; dabei ist aber zu bemerken, daß sie nicht mehr die gewöhnliche Benennung für „Gott“ geblieben ist, sondern „böse Geister, Teufel“ damit bezeichnet werden, wie in ganz ähnlicher Weise jetzt in Deutschland manches märchenhaft vom Teufel erzählt wird, das sich ursprünglich auf Götter der alten Germanen bezog. Daß das Wort dann auch im neupersischen *dév* lebendig geblieben ist, daß sich's zum Beispiel in der Sprache der Belutschen in *daivâng* „bezaubert“, erhalten hat und daß es weiter auch im Armenischen, das zu den eranischen Sprachen im weiteren Sinne mit



zugehört, sich als dev in der Bedeutung „Dämon, falscher Gott“ erhalten hat, genügt kurz anzuführen.

Wichtiger ist uns, daß die entsprechenden Wortformen sich auch bei den europäischen Abtheilungen des indogermanischen Sprachgebietes in weitem Umfange erhalten haben. Zunächst bei den Griechen heißt „Gott“ heute noch θεός, wie er schon in den ältesten Denkmälern griechischer Sprache, in den homerischen Gedichten, die nahezu ein Jahrtausend älter sind, als unsere Zeitrechnung und in ganz Europa entfernt nicht ähnlich Altes an Sprachdenkmälern zu Seite haben, als θεός benannt wird. Die Zugehörigkeit des griechischen θεός zum altindischen daivás ist von manchen zu scharfen Kritikern, die aber selbst über das Wort nichts Brauchbares zu lehren gewußt haben, wohl bezweifelt, sie kann aber doch für unzweifelhaft gelten. Das Griechische hat eine so große Vorliebe für aspirirte Laute, daß diese auch oft an Wortstellen, wo sie sich in den verwandten Sprachen nicht finden, und namentlich unter dem Einfluß nachbarlicher Laute sich entwickeln. In θεός wird das θ (th) wohl an die Stelle des alten d getreten sein, weil das alte w im Innern früh aufgegeben oder zunächst in den starken Hauch verwandelt wurde, der dann, wie Ähnliches im Griechischen so häufig ist, auf den anlautenden Consonanten zurückwirkte. In Theolog, Theokratie, Theodor und andern aus dem Griechischen entlehnten Wörtern ist die griechische Form, die wir nun allerdings mit einfachem t zu Anfang sprechen, auch uns noch immer eine geläufige.

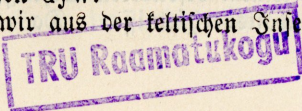
Ehe wir aus dem Griechischen in das Lateinische hinübertreten, streifen wir noch ein Sprachgebiet, das sich am Adriatischen Meere etwa von Montenegro bis in das griechische Königreich hin erstreckt, ich meine das der Albanesen, das als auch zu den indogermanischen Sprachen geböria längst bekannt ist, doch aber auch sehr viel Eigenthümliches enthält und zum Beispiel auch Manches aus dem Türkischen aufgenommen hat. Im Albanesischen heißt „Gott“ perndia und in nordalba-

neißchen oder gegißchen Liedern auch ághoja, über welche beiden Wörter ich hier keine Muthmaßungen wagen will; daneben ist aber interessant, daß das altindogermanische *daivá* erhalten scheint in *deφ* (südalbanesisch *deφ*), das, wie Johann Georg von Hahn in seinen albanesischen Studien (I. 162) mittheilt, ungeheuerer Riesen bezeichnet, die das Geschäft haben, die Kessel zu heizen, in denen das Wasser warmer Quellen gesotten wird, und das also in ganz ähnlicher Weise, wie wir es im erasischen Gebiet zu beobachten hatten, aus seinem ursprünglichen Bedeutungskreise verdrängt sein würde.

Im Lateinischen finden wir das alte *daivás* als *deus* wieder, in ältesterhaltener Form aber noch als *deivos*, dessen inneres *v* also später aufgegeben wurde, in Folge dessen der Diphthong, der zunächst in gedehntes *ê* (*dêus*) überging, zur bloßen Vocalkürze (*deus*) wurde. Aus dem lateinischen *deus* entwickelten sich dann die verschiedenen Formen der sogenannten romanischen Sprachen, das italienische *dio*, das spanische *diós*, das portugiesische *déos*, an dessen Stelle im Altportugiesischen wie im Sardinischen noch *dêus* steht, das provencalische *diéu*, das französische *dieu* und noch altfranzösische *deo*, und das wallachische oder rumänische *zeu*, das aber als einfaches Wort aus der neueren Sprache ganz verdrängt worden ist und nur noch in der Verbindung *dumne-zeu*, die aus *dominus deus* entstand, also eigentlich „Herr Gott“ bedeutet, gebraucht wird.

Auch bei den Kelten, deren Sprache *no.v* in Irland und Schottland, in Westengland und in der französischen Bretagne lebendig ist, haben sich die entsprechenden Formen erhalten. Die alterthümlichste Form finden wir noch in altgallischen Eigennamen, wie *Divo-durum*, *Divitiacus*, wie sie überhaupt das Alterthümlichste sind, was von keltischer Sprache uns aufbewahrt ist, im Altirischen, also der alten Sprache Irlands, heißt „Gott“ *día*, das aus *dêva*, *daiva* hervorging, im Kymrischen oder Welshen *dyw*.

Gehen wir aus der keltischen Inselwelt wieder auf





Das europäische Festland hinüber, so finden wir die Formen für „Gott“, die mit dem altindischen *daivás* übereinstimmen, am Lebendigsten noch bei den Letten und Littaauern: im Lettischen ist „Gott“ *deews*, im Littauischen *dēvas* (*dievas*), im zugehörigen Preussischen, das schon seit längerer Zeit nicht mehr zu den lebenden Sprachen gehört, heißt es *deiwas* oder *deiws*.

Keine Spur aber von unserem Worte scheint sich im weiten Gebiete der slavischen Sprachen zu finden, das doch zu dem Letto-Littauischen in besonders nahem Verwandtschaftsverhältnisse steht, und auch im Germanischen oder Deutschen scheint es nicht vorzukommen. Bei genauerem Umblick aber taucht es an einigen Stellen in den poetischen ältesten Quellen des Nordgermanischen auf, das man in der Regel in seinen ältesten Formen kurzweg als das Altnordische bezeichnet. Im Schwedischen, Dänischen, Norwegischen, Isländischen ist es nicht bewahrt und so kann man sagen, daß es gewisser Maßen noch nah vor seinem Absterben für jene altnordischen Dichtungen, wie sie unter dem Namen der Edda später zusammengetragen worden sind, gerettet ist. Wir finden es nur im Plural, der *tívar* lautet: darin ist das *t* dem sogenannten Lautverschiebungsgesetz nach an die Stelle des alten *d* getreten, wäre das Wort auch im Hochdeutschen bewahrt, so würde es, demselben Gesetz entsprechend, an der Stelle jenes alten *t* ein *z* aufweisen.

Bei den Slaven heißt „Gott“ in der alten Sprache der Kirche *bogu* und dieser Form stehen auch alle diejenigen der übrigen slavischen Sprachen noch verhältnismäßig nah, das russische *bog*, das polnische *bóg*, das böhmische *buh* und wie sie weiter heißen. Wie alle verschiedenen slavischen Sprachen sich noch verhältnismäßig nah stehen, so werden sie insbesondere auch noch durch den gemeinsamen Gottesnamen als verwandtschaftlich sehr nah zusammengehörig gekennzeichnet. Daß aber das alte *daivá* sich im Slavischen nicht mehr nachweisen läßt, berechtigt zu keinem besonderen Schlusse in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse. Da es im Letto-

Litauischen noch lebendig ist, muß es in der Zeit, wo Letto-Litauer und Slaven, deren nähere Verwandtschaft durch vielerlei besondere Uebereinstimmungen sich erweist, noch eine Einheit bildeten, noch vorhanden gewesen sein und erst im Sondergebiet des Slavischen durch das mächtigere gewordenen bog verdrängt sein.

Das slavische bog selbst können wir noch weiter nach einer anderen Richtung verfolgen, es lebt im eranischen und im indischen Gebiet, muß also in den Sprachen, die dem Slavischen verwandtschaftlich näher stehen, als das Eranische und Indische, wie außer dem Letto-Litauischen namentlich das Germanische es thut, früh ganz außer Gebrauch gekommen sein. Es stimmt überein mit dem alten baga „Gott“ auf den persischen Keilschriften und dem alibaktrischen bagha „Gott“, weiter aber mit dem altindischen bhága. Das letztere bezeichnet öfter eine mythische Persönlichkeit, wenn auch nicht von besonders hervorragender Bedeutung, und wird zunächst als „Segenspendender, Beschenkender, Zutheilender“ aufgefaßt, da die zu Grunde liegende Verbalform (bhág mit dritter Singularperson bhágati) mehrfach die Bedeutung „austheilen, zutheilen“ zeigt. Da jenes selbe alte bhága aber auch „Gut, Wohlstand, Glück“ und jenes als ihm zu Grunde liegend eben angeführte Verb (in medialer Form bhágatai) auch oft bedeutet „theilhaft werden, genießen, sich eines Dinges erfreuen“, so halte ich für sehr wohl möglich, daß „Gott“ mit bhága ursprünglich als „der Antheil habende, der Genießende, der Besizende, der Reiche“ bezeichnet ist, wie denn auch das altslavische bogatu „reich“ und u-bogu „ohne Besitz, arm“, welchem letzteren auch ein litauisches na-bágas „unbegütert, arm“ parallel geht, unmittelbar dazu gehören.

Wie nun aber alle slavischen Sprachen mit ihrem Gottesnamen bog gleichsam wie mit einem einigenden Bande umschlungen werden, so ist's bei den germanischen, in denen wir das alte daivá nur noch in einer schwachen Spur im hohen Norden fanden, mit dem



Worte der Fall, das im Hochdeutschen Gott lautet. Im Altsächsischen oder Altniederdeutschen lautet es god und ebenso zum Beispiel im Holländischen und im Englischen; im Schwedischen und Dänischen und Isländischen ist seine Form gud und im Altnordischen gudh. Dieser letzteren steht die gothische, zugleich ältestgermanische Form, die wir kennen, zunächst, nämlich guth, die aber, wie wir aus ihrer Flexion mit Bestimmtheit aufstellen können, in ihrer Grundform gutha lautete. Da nun gothisches th dem Lautverschiebungsgesetz nach auf altindisches t zurückführt und gothisches g auf altindisches gh, so würde im Altindischen ein ghuta genau entsprechen können. Dieses ghuta hat deutlich das Gepräge eines durch Suffix ta gebildeten Passivparticips, wir werden damit also auf eine einfache Verbalwurzel ghu oder da das alte gh im Altindischen ganz gewöhnlich zu bloßem h abgeschwächt ist, hu geführt. Diese aber finden wir, und zwar gerade in den ältesten indischen Denkmälern, die vorwiegend aus Hymnen an die Götter bestehen, als eine noch sehr lebendige und besonders in Beziehung auf die Götter gebrauchte: sie bedeutet „rufen, anrufen“ und das Particip, das im Altindischen, wo die Wurzel in der Regel gedehntes ū zeigt, hātā lautet, also „gerufen, angerufen“. Der Germane hat also seinen „Gott“ ursprünglich als den „Angerufenen“ bezeichnet. Diesem einfachen Ergebnis gegenüber können alle früheren Versuche, das Wort Gott zu erklären, jetzt als abgethan bezeichnet werden. Die Wurzel oder Verbalgrundform, die nach dem Ausgeführten in unserm Gott enthalten ist, lebt im Altslavischen noch in zwati, im Russischen in zwatj „rufen“, wie zum Beispiel auch in zlato, zelenu, zinonti, denen der Reihe nach die deutschen Wörter Gold, grün, gähnen entsprechen, der Slave den weichen Bisslaut hat eintreten lassen, wo im Germanischen sich der Gutturale erhalten hat. Im Griechischen schließt sich wahrscheinlich das alte Verbum ἄβειν „rufen“ unmittelbar an, das mit einem gar nicht ungewöhnlichen Lautverlust für ἄβουειν, ἄghouειν

eingetreten sein und in seinem anlautenden *ä* einen nicht zur Wurzel gehörigen Laut enthalten wird.

Wenn das Slavische, wie wir gesehen haben, den alten indogermanischen Gottesnamen *daivá* vollständig und das Germanische ihn fast vollständig aufgegeben hat, so haben die Iranier, wie ich schon früher bemerkte, ihn gewissermaßen nur in seiner Bedeutung herabgedrückt, sie gebrauchen ihr *daêva* für „böser Geist, Teufel“: für „Gott“ brachten sie ein ganz anderes Wort zur Geltung. Es lautet im Neupersischen *khudâ*, in älterer persischer Gestalt *qadhâi* oder *qudhâi*, im Belutschischen *khuthâ*, im Kurdischen *khudi*, im Ossetischen, der ganz isolirten indogermanischen Sprache im Kaukasus, nach verschiedenen dialektischen Gestaltungen *khutzaw*, *khôt-sau* oder *khutsay*, seine alterthümlichste Form aber haben wir im altbaktrischen *qadhâta* und diese allein kann uns zu weiterem etymologischen Eindringen sicher leiten. Als zweiten Theil findet man darin das altbaktrische *dâta* „Sagung, Gesetz“, so daß, da das *qa* nach einem eigenthümlichen eranischen Lautgesetz dem altinischen *sva* „eigen, sein“, entspricht, *qadhâta* also „sein eigenes Gesetz habend“ bezeichnen würde, wie auch Justi in seinem altbaktrischen Wörterbuch aufstellt. Da nun aber jenes *dâta* auch einfach participiell „geschaffen“ heißen kann, so sehe ich nicht, mit welchen Gründen man die dann sich ergebende Bedeutung, „durch sich selbst geschaffen“, die, glaube ich, zuerst von Bopp aufgestellt ist, als unrichtig über den Haufen werfen will. Unser deutsches Gott mit jenem neupersischen *khudâ* zusammenzustellen, wie zum Beispiel Wiegand in seinem sonst so ausgezeichneten Deutschen Wörterbuch thut, ist ein Mißgriff größter Art. Der anlautende Kehllaut in den angeführten eranischen Wörtern steht nach einem ganz eigenthümlichen eranischen Lautgesetz für alten Bischlaut, und so lautet zum Beispiel das lateinische *somnus* im Altbaktrischen *qasna*, unser Schwester im Altbaktrischen *qanhar* und wenn das persische *khudâ* und altbaktrische *qadhâta* ein uraltindogermanisches und zugleich

im Germanischen lebendig gebliebenes Wort wäre, so konnte es hier nur mit einem Zischlaut, nimmermehr aber mit einem Rehlaut anlauten.

Im Armenischen, das, wie schon bemerkt, in den Kreis des Iranischen auch hineingeht und in dem wir zum Beispiel das alte *daivá* schon oben in der Form *dev* „Dämon, falscher Gott“ wiederfanden, findet sich ein Abbild des altbaktrischen *qadhâta* nicht, sondern „Gott“ heißt *astuads*, das nach Friedrich Müller's Vermuthung auf ein Verb *astel* oder in minder verstümmelter Form *hastel* zurückführt, das ursprünglich „feststellen“, dann „erschaffen“ bedeutet. Von *hastel* ging *hastuads* „Schöpfung, Geschaffenes“ aus, das ursprünglich wahrscheinlich die einzig vorkommende Form gewesen sei und „Schöpfung“ („Inbegriff der Schöpfung“), „Sein“ überhaupt und dann auch, wie *astuads*, „Himmel“ bedeutet habe.

Nach diesen Streifzügen komme ich nun auf jenes alte *daivá* selbst zurück, das, wenn es auch in mehreren indogermanischen Sprachgebieten seine alte Bedeutung „Gott“ durch die von „böser Geist, Teufel“ hat verdrängt werden lassen und in anderen zu existiren ganz aufgehört hat, doch nach seinem ganzen noch übersehbaren Verbreitungsbezirk entschieden als ursprünglich indogermanische Gottesbenennung zu gelten hat. Es drängt sich uns die Frage auf, was denn seine ursprüngliche Bedeutung war. Ganz deutlich hängt es mit einem altindischen Worte *div* zusammen, das vorwiegend „den Himmel“ bezeichnet, aber auch „Tag“ und auch „Licht, Glanz“, und das wir zum Beispiel im griechischen und lateinischen Namen des obersten Himmelsgottes wiederfinden. Ganz genau zum Beispiel stimmt der griechische Genetiv *Διός* „des Zeus“, für älteres *divós*, mit dem altindischen *divás* überein. Der griechische Nominativ *Ζεύς*, der im Altindischen genau entsprechend *djâus*, älter *diâus*, lautet, führt nebst dem lateinischen *Jupiter*, worin das Wort *pater* „Vater“ mit dem einfachen Namen *Jov*, wie es zum Beispiel im Genetiv *Jovis* noch vor-



liegt, fest zusammenwuchs, führen auf eine Nebenform von *div* zurück, die *djav* oder älter *diav* lautete. Unmittelbar dazu gehört auch das lateinische *diēs* „Tag“, das wahrscheinlich für *divēs* steht, und das altindische *divasá*, das zugleich „Tag“ und „Himmel“ bezeichnet. Der Tag wurde ebenso wie der Himmel als der „leuchtende, der helle“ bezeichnet. Die zu Grunde liegende Wurzel haben wir im Altindischen *dī* „strahlen, leuchten“ und wie ich oben schon anführte, daß, wenn wir das alte Wort *daivá* „Gott“ im Hochdeutschen noch hätten, es ohne Zweifel ein anlautendes *z* zeigen würde, so bemerke ich, daß an hochdeutschen Formen zu der eben genannten altindischen Wurzel wahrscheinlich auch unser Zeit gehört und als erste Bedeutung die von „Helle, Licht“ gehabt haben wird. Gewöhnlich pflegt man das alte *daivá* „Gott“ als unmittelbar aus jenem altindischen *div* „Himmel“ abgeleitet anzusehen und deutet es in erster Bedeutung als „der Himmlische“, was uns für „Gott“ vielleicht immer als sehr treffende Bezeichnung erscheinen wird. Mir aber erscheint die unmittelbare Herleitung von *daivá* aus *div* „Himmel“ durchaus nicht wahrscheinlich, und ich glaube, daß in *daivá* „Gott“ direct als „der Leuchtende, der Strahlende“ benannt ist.

Kommen wir nach so gewonnenem Ueberblick nun auf unsere alte Frage zurück, ob wir in den Gottesnamen der Indogermanen, Ugrosinnen und Semiten etwaige Zeugnisse für den Zusammenhang der Sprachen der genannten Völkermassen finden, so können wir sie nur verneinen. Die Indogermanen haben keinen Gottesnamen, der mit irgend einem der Ugrosinnen oder der Semiten übereinstimmt und dasselbe gilt von den beiden letztgenannten Völkergruppen für sich. Damit ist aber die Möglichkeit der ursprünglichen Verwandtschaft ihrer Sprachen doch nicht abgewiesen. Freilich das Semitische scheint sich von den beiden anderen genannten Gebieten wohl sehr weit abseits zu stellen. In *el* und *eldah* scheint, so weit unser Blick reicht, das Ganze der Bildung nur in der Vocalfärbung zu liegen, in *jahweh* außerdem in



dem vorgelegten Element ja, beides aber: Bildung von Wörtern durch bloße Vocalveränderung und durch nur vortretende Elemente, ist weder ugrofönnisch, noch indogermanisch. Nach etwaigen übereinstimmenden fertigen Wörtern im Semitischen und in den beiden andern genannten Sprachen kann man daher überhaupt nicht suchen, es kann sich bei der Frage nach wenn vielleicht auch nur sehr ferner Verwandtschaft nur um die einfachsten sprachlichen Elemente, die man gewöhnlich die Wurzeln zu nennen pflegt, handeln. Als solche stellt man für die drei genannten semitischen Gottesnamen der Reihe nach auf 'äl „dick sein“, älah „faßungslos, schauen“ und hâwâh „sein“, doch so, daß man in ihnen nur die Consonanten als eigentlich wurzelhaft ansieht, eine Anschauung, die bei tiefer greifenden Untersuchungen jedenfalls ihr Bedenkliches hat, da kein Wort, auch das einfachste also die sogenannte Wurzel nicht ohne Vocal lebendig gedacht werden kann. Wie sich's damit aber auch im Allgemeinen verhalten mag, bei den aufgeführten Formen müßte man, um die Frage nach Verwandtschaft weiter zu prüfen, was wirklich wurzelhaft heißen darf, auch in den Sprachgebieten aussuchen, um deren etwaige verwandtschaftliche Zugehörigkeit es uns zu thun ist, und fände sich's da wieder, so dürften wir auch trotz aller Verschiedenartigkeit der Wortbildung von Verwandtschaft sprechen: denn wir hätten ursprünglich Gemeinames oder Einheitliches, das sich nur später verschieden entwickelt hätte, und das eben bezeichneten wir oben als das Charakteristische des Begriffes der Verwandtschaft.

Ganz anders, als bei dem Semitischen, das für uns also schon den Anstrich eines ferner Abliegenden hat, gestaltet sich unser Urtheil, wo wir das Ugrofönnische und das Indogermanische vergleichend zusammenhalten. Schon bei dem flüchtigsten Blick muß man die viel größere Aehnlichkeit der Flexion des Verbs sowohl als des Nomens in beiden erkennen und dann namentlich die Uebereinstimmung in dem, was wir eigentlich Wortbildung



nennen. Im Indogermanischen sowohl als im Ugrofinnischen werden die Wörter wesentlich durch Suffixe gebildet, durch Elemente, die sich an je zu Grunde liegende einfachere Wortgebilde hinten anschließen. So ist, um gleich ein bestimmtes Beispiel herauszugreifen, im finnischen jumala „Gott“ das la deutlich ein Suffix, das wir an und für sich prüfen können, das uns möglich ist, in vielen anderen Wörtern zu verfolgen, die es enthalten, um so zu untersuchen, in welcher Weise es die Bedeutung eines jeden Wortes, dem man es anfügt, umgestaltet. Es läßt sich dann weiter prüfen, ob ähnlich die Bedeutung umgestaltende Suffixe etwa auch im Indogermanischen auftreten, ob hier nicht ein Suffix la selbst etwa in ähnlicher Bedeutung sich finden läßt, und so können wir in gleichsam vorbereitender Weise erst durch die suffixalen Elemente von jumala allmählig zu der Wurzel vordringen, die freilich noch nicht mit Sicherheit herausgelöst scheint, und dann auch ihr in dem indogermanischen Sprachgebiet nachforschen. Auf der andern Seite läßt sich von unserem Gott und dem altbaktrischen qadhâta zunächst das alte suffixale ta als deutlich greifbares Element genauer erwägen, ehe man z. B. dem wurzelhaften Theile, den wir aus unserm Gott herauslösten, dem alten ghu „rufen“, im Ugrofinnischen nachspüren mag. Auch im alten bhága, auf das das slavische bog „Gott“ zurückweist, löst sich ein suffixaler Theil, der Vocal a, ab, der an und für sich in seinem suffixalen Gebrauch zu prüfen ist, ehe man die reine Wurzel des Wortes, über die ich vorhin schon sprach, gleichsam greifen kann. Im alten indogermanischen daivá „Gott“ löst sich ein suffixales va ab, dessen etwaiges Vorhandensein auch in den ugrofinnischen Sprachen man ebenso sorgfältig zu untersuchen hat, als dann weiter, ob die Wurzel di „leuchten, glänzen“, die man aus daivá entnehmen kann, im Ugrofinnischen sich vielleicht auch nachweisen lassen wird. Das sind lauter weitgreifende Fragen, denen wir hier nicht weiter nachgehen können, von denen wir nicht wissen, in welcher



Weise sie etwa noch gelöst werden mögen. Vor der Hand aber kann ich meine Ueberzeugung nur dahin aussprechen, daß eindringenderes Durchforschen des Indogermanischen und Ugrofinnischen auf etwaige Verwandtschaft hin in weit höherem Grade erfolgreich zu werden verspricht, als das Bemühen, für das Semitische und Indogermanische gemeinsame Grundlagen aufzusuchen. Mögen dem die bisherigen naturwissenschaftlichen Urtheile über die Rasseneintheilung der Menschheit auch entschieden zu widersprechen scheinen, beeinflussen darf das die Sprachwissenschaft nicht: es bleibt möglich, daß Resultate der Naturforscher über Völkerverwandtschaften und Resultate der Sprachforscher über Sprachverwandtschaften ganz und gar auseinander gehen und doch beide richtig sind.

